Zeitschrift für Individualpsychologie

Studien aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von

Dr. med. **Alfred Adler** Wien und Dr. phil. **Carl Furtmüller** Wien

I. Band, 1. Heft

Inhaltsverzeichnis

April 1914

Preis: Jährlich 12 Hefte M. 12.—. Das einzelne Heft M. 1.—

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Die Zeitschrift für Individualpsychologie

erscheint in monatlichen Heften zum Preise von M. 12.— jährlich und ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag zu beziehen ::

Für die Redaktion bestimmte Briefe, Manuskripte und Bücher sind an Dr. CARL FURTMÜLLER in WIEN V, Zentagasse 3, zu richten, alle geschäftlichen Mitteilungen an den Verlag ERNST REINHARDT in MÜNCHEN ::



Zeitschrift für Individualpsychologie Bd. I, Heft 1

Geleitwort.

Wer heutzutage Psychologie treibt, zielt gemeiniglich darauf ab, allgemeingültige Gesetze des seelischen Geschehens zu finden. Erst ziemlich spät wurde in systematischer Weise der Versuch unternommen, die Reste, die sich einer solchen Verdampfung ins Allgemeine widersetzen, zu einer Psychologie der Differenzen zu verwerten. Und nur schüchtern und in weiter Ferne wird das Ziel erblickt, durch immer genauere Erfassung der individuellen Differenzen, gewissermaßen durch einen Progressus in infinitum, dazu zu gelangen, das Individuum in seiner Eigenart zu erfassen.

Die Bezeichnung Individualpsychologie will nun eine entschlossene Umkehrung dieser Anschauungsweise ausdrücken. Sie will die Überzeugung kundgeben, daß psychisches Geschehen und seine Äußerungen nur aus dem individuellen Zusammenhang heraus verstanden werden können, daß alle psychologische Erkenntnis beim Individuum anhebt. Freilich wissen auch wir, daß eine restlose begriffliche Erfassung des Einzelfalls unmöglich ist; aber das kann uns nicht hindern, die Äußerungen einer Persönlichkeit in ihrem gewissermaßen historischen Zusammenhang zu betrachten, in jedem einzelnen Falle nach dem „Woher“ und vor allem nach dem „Wohin“, dem Ziel einer Erscheinung zu fragen und eine individuelle Antwort auf diese Frage zu verlangen. Und gerade weil sich die Persönlichkeit nicht in ihrer unmittelbaren Totalität dem Forscher erschließt, sondern wir stets mit einem mehr und mehr zu erfüllenden Persönlichkeits s c h e m a arbeiten müssen, sind wir davor bewahrt, im Einzelfall stecken zu bleiben und können zu allgemeinen Bewegungsgesetzen des menschlichen Seelenlebens gelangen.

Es kann nicht Aufgabe dieses Geleitwortes sein, die prinzipiellen Einwände, die gegen die Möglichkeit einer derartigen Psychologie erhoben werden, zu entkräften. Scheint es uns auch als das wichtigste, daß ein neuer wissenschaftlicher Standpunkt sich zunächst in konkreter wissenschaftlicher Arbeit bewährt, so wird es doch eine der Aufgaben unserer Zeitschrift sein, an der erkenntnistheoretischen Fundierung der Individualpsychologie mitzuarbeiten. Eines aber muß schon hier gesagt werden. Wenn wir uns an Probleme heranwagen, vor denen

die Wissenschaft bisher zurückgeschreckt ist, so geschieht es deshalb, weil wir aus einer Erkenntnisquelle schöpfen können, deren Reichtum sich gegenwärtig auch nicht annähernd abschätzen läßt. Es ist dies die individualpsychologische Methode der Psychotherapie; sie zwingt den Arzt, sich mit einer solchen Konkretheit und Intensität in das Seelenleben seines Patienten, in seine Entwicklung und Zielsetzung einzuleben, wie es vorher ohne Beispiel war. Man wende nicht ein, daß es sich dabei um pathologische Fälle handle. Denn einmal sind die dabei vorkommenden Abweichungen von der Norm in der allermannigfachsten Weise abgestuft, und dann zwingt gerade der Heilzweck den Arzt, sich bei ihrer Beurteilung ständig das Leitbild des „Normalen" vor Augen zu halten und dieses immer wieder einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. In der Pflege einer fruchtbaren Wechselbeziehung zwischen Psychotherapie und Psychologie wird also auch diese Zeitschrift ihren Schwerpunkt finden müssen. Sie hofft damit gleicherweise den praktischen Bedürfnissen des Psychotherapeuten wie den theoretischen Interessen des Psychologen zu dienen.

Damit aber haben wir andere Forschungsmethoden keineswegs ausgeschlossen. Im Prinzip kann jede der von der modernen Psychologie verwendeten Methoden von Fall zu Fall in den Dienst individualpsychologischer Fragestellung treten oder zumindest kann an eine individualpsychologische Ausnützung der mit ihr gewonnenen Ergebnisse gedacht werden. Nur die Individualpsychologie aber ist in der Lage, die instinktive Seelenkenntnis, die die Dichter in ihren Werken niedergelegt haben, wissenschaftlich auszuschöpfen und systematisch zu verwerten. Ebenso glaubt sie, an biographisches und autobiographisches Material mit geeigneterem Rüstzeug herantreten zu können als andere Richtungen.

Je näher die Individualpsychologie ihrem wissenschaftlichen Ziele kommt, desto mehr wird sie auch hoffen dürfen, in den Berufen, in denen es auf Menschenkenntnis und Menschenbehandlung ankommt, zu fruchtbarer Einwirkung auf die Praxis zu gelangen. In dieser Hinsicht liegt uns vor allem die Pädagogik am Herzen. Auch hier denken wir nicht an eine einseitige Abhängigkeit, sondern an Wechselwirkung und gegenseitige Förderung.

Es war in diesen kurzen Bemerkungen kaum möglich, auch nur die Grenzen des weiten Arbeitsgebietes abzustecken, das die Individualpsychologie und somit auch diese Zeitschrift vorfindet. Sie will der individualpsychologischen Forschung einen literarischen Mittelpunkt und

ein Diskussionsorgan schaffen. Sie will aber auch versuchen, das Interesse für Individualpsychologie in solche wissenschaftliche Kreise zu tragen, die ihr bisher fern stehen. Sie wird es dabei aufs wärmste begrüßen, wenn zu der Schar ständiger Mitarbeiter, die ihr bereits gesichert sind, noch neue hinzutreten.

Dr. Carl Furtmüller.

Ist Individualpsychologie als Wissenschaft möglich?

Von Dr. Alexander Neuer, Wien.

Vor aller wissenschaftlichen Selbstbesinnung hat es Menschenkenntnis gegeben, und bedeutete Psychologie nichts anderes als Menschenkenntnis, dann wäre die Frage nach ihrer Möglichkeit durch den Hinweis auf ihren tatsächlichen Bestand gelöst. Aber so einfach diese Antwort wäre, sie ginge dem Problem der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie ebenso aus dem Wege wie ein kurzes Nein.

Die Frage zu stellen ist heute mehr denn je berechtigt. Bis vor etwa zehn Jahren hat es überhaupt keinen Versuch gegeben, eine solche wissenschaftliche Individualpsychologie ins Leben zu rufen. Geistreiche, oft auch tiefe Aussprüche großer Menschen, die nur ein Reflex der unkritischen, populär-psychologischen Deutungen und der antirationalen Intuitionen der Menge waren, bildeten ein Surrogat für eine Wissenschaft, die dazu berufen gewesen wäre, eine Konkretion der ewigen Sehnsucht zu bilden, die in die geheimsten Schlupfwinkel der menschlichen Seele eindringen möchte. Erst in den letzten zehn Jahren ist es anders geworden: das, was Domäne des intuitiven Dichters und Künstlers zu sein schien, wurde — anfangs sozusagen als Nebeneffekt — zum Objekte solcher Wissenschaften, denen Menschenkenntnis früher als Voraussetzung galt, über die man weiter nicht nachzudenken brauchte, da man sie vom Alltagsgebrauche zu besitzen vermeinte. Alle historischen Wissenschaften, aber auch die nicht-historischen Geisteswissenschaften, wie Rechts- und Sittenlehre, weiterhin besonders die Pädagogik, die Medizin, und in ihr vor allem die Psychiatrie, begannen unbekümmert um die sogenannte wissenschaftliche Schulphysiologie ihre eigenen Wege zu wandeln und im Anhang an ihre eigene Wissenschaft eine neue Seelenkunde entstehen zu lassen. Und was anfangs nur Anhang war, hat heute eine solche Selbständigkeit erlangt, daß niemand den Wert dieser jungen Wissenschaft bestreitet; nur über ihren Namen und über ihre theoretische Möglichkeit herrscht Uneinigkeit.

Ist das, was der Historiker meint, wenn er von psychologischer Interpretation spricht, identisch mit dem, was vom Universitätslehrer der Psychologie als psychologisch bezeichnet wird? Spricht man mit demselben Recht von einem psychologischen Roman, wie man von einer psychologischen Logik spricht? Hat es sogenannte Schulpsychologie überhaupt mit Menschenkenntnis zu tun? Und schließlich, kann es ein System von einzelnen Menschenerkenntnissen (— von Psychognosis spricht Dessoir) geben, das den Namen einer Wissenschaft verdiente? Solche und ähnliche Fragen drängen sich von selbst auf, wenn man die erwähnten Versuche mit der Schulpsychologie vergleicht.

Aber diese Fragen stellen heißt sie lösen. Und obwohl fast niemand zweifeln wird, daß ein psychologischer Roman und ein Lehrbuch der Psychologie bloß den Namen gemein haben, hoffen viele noch immer, „wissenschaftliche" Menschenkenntnis in Untersuchungen zu finden über Empfinden, Fühlen, Vorstellen und Wollen, oder wie immer die letzten durch „chemische" Analyse gewonnenen Elemente des Psychischen heißen mögen — quot capita, tot sententiae —, und wissen trotz alles „Zurück zu Kant!" noch immer nicht, daß Psychologie als Wissenschaft nicht anders als jede andere Naturwissenschaft die Vielheit psychischer Erscheinungen auf dem Wege generalisierender Begriffsbildung auf wenige Elemente und deren Verbindungsregeln (— mit Unrecht oft Gesetze genannt, wie z. B. das Assoziationsgesetz) zurückführen will. Sie haben noch nicht eingesehen, daß es die Aufgabe einer wissenschaftlichen Psychologie ist, ein wirklichkeitsfremdes, durch Analyse komplexer seelischer Phänomene gewonnenes Schema darzustellen. Und zu hoffen, daß man aus diesen Elementen, gleichgültig, ob viele oder wenige, jemals die Wirklichkeit der seelischen Geschehnisse durch Synthese wird rekonstruieren können, ist eitel Beginnen und ein Verkennen wissenschaftlicher Ziele und Wege.

Kompromisse nützen hier wenig. Das Individuum in naturwissenschaftliche Kategorien einfangen zu wollen — und Psychologie ist Naturwissenschaft —, ohne die Grenzen der Naturwissenschaft zu überschreiten, ist unmöglich. Das zeigt sich deutlich nicht erst in der Psychologie, sondern schon in der Biologie, was auch der Streit zwischen Mechanisten und Vitalisten beweist. Der Vitalismus, der dem „Leben" gerecht werden will, glaubt mit der Einführung neuer Konstanten und Kräfte das Gebiet der Naturwissenschaft nicht verlassen zu haben, gerät aber bloß aus der Szylla in die Charybdis. Das, was solche Lebenskräfte leisten sollten, können sie nicht leisten, weil jede „Erklärung"

mechanistisch sein muß, und zum „Verständnisse" des Lebens tragen sie als ad hoc eingeführte Kategorien nichts bei. So ist der Vitalismus ebenso wie der Biologismus Bergsons dem Naturwissenschaftler zu philosophisch, dem Philosophen zu naturwissenschaftlich.

Ebenso geht's der Individualpsychologie. Sie möchte gern Rang und Charakter eines neuen Zweiges der Naturwissenschaft erlangen, operiert teils mit den kausalen Kategorien der Schulpsychologie, teils mit den teleologischen der Metaphysik, und kann es beiden nicht recht machen. Der Naturwissenschaft nicht: sie will ja das Spezifische am Individuum bewältigen, weil sie glaubt, daß es der Schulpsychologie entgangen ist, während das Individuelle nie in Gesetze eingehen kann — und der Philosophie nicht: mit der mißverstandenen Empirie der Naturwissenschaft liebäugelnd, hat sie sich zu sehr in mechanistische Erklärungsweisen verstrickt, als daß sie das Individuum in seiner Totalität zu verstehen lehrte.

Nach all dem scheint's, als ob die eingangs aufgeworfene Frage rundwegs zu verneinen wäre: Individualpsychologie als Wissenschaft ist unmöglich — und praktische Menschenkenntnis kann nie und nimmer zum wissenschaftlichen System werden. So scheint's! Aber danach gäbe es, streng genommen, bloß mechanistische Naturwissenschaften, und eigentlich wären Physik, Chemie und Physiologie keine Naturwissenschaften im strengen Sinne mehr, wie Heinrich Rickert im Kampfe für eine historische Wissenschaft den Gegnern vorwirft. (Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 2. Aufl. 1913. Für das uns hier interessierende Problem der Individualpsychologie, die er historische Psychologie nennt, siehe vor allem S. 427: „. . . Soll trotzdem sowohl der Historiker als auch der naturwissenschaftlich verfahrende Theoretiker ‚Psychologe' genannt werden, so muß das Wort zwei ganz verschiedene Bedeutungen bekommen. Im ersten Falle bezeichnet es dann einen Menschen, der fähig ist, individuelle psychische Vorgänge nachzuerleben, im anderen Falle dagegen einen Forscher, der allgemeine psychologische Begriffe zu bilden vermag. Man könnte diese zwei Arten von Psychologien mit Rücksicht auf den allgemeinsten logischen Gegensatz von Natur und Geschichte als historische und naturwissenschaftliche Psychologie voneinander scheiden. — Will man . . . diesen Ausdruck nicht gelten lassen, so ist auch dagegen weiter nichts zu sagen, nur soll man dann die Kenntnisse, die der Dichter und der Menschenkenner im praktischen Leben besitzt, ebenfalls nicht psychologisch nennen; denn diese „Psychologie" steht der wissenschaftlichen generalisierenden Psychologie nicht näher als die Psycho-

logie eines bestimmten historischen Vorgangs. Shakespeare ist dann ebenso ein „Psychologe“ wie irgendein großer Historiker.“)

Es gibt eben neben der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die Windelband die nomothetische nennt, noch eine historische, idiographische. Nach dieser Einteilung wäre Individualpsychologie die idiographische Wissenschaft kat'exochen; aber der Gegensatz zwischen Gesetzes- oder Naturwissenschaft und Geschichte ist noch nicht der letzte; denn abgesehen davon, daß er keine Wissenschaft ganz trifft, weil in jeder Wissenschaft nomothetische und idiographische Momente enthalten sind — natürlich herrscht in der Naturwissenschaft mehr der nomothetische Gesichtspunkt vor, in den Geschichtswissenschaften mehr der idiographische —, trifft er einige Wissenschaften gar nicht, so besonders die mathematischen und die rein phänomenologischen. Der Gegensatz ist tiefer, und erst die Kenntnis dieses Gegensatzes wird uns in den Stand setzen, der Individualpsychologie den Charakter einer Wissenschaft zu- oder abzusprechen.

Wir meinen den Gegensatz von Erklären und Verstehen, den man auch den Gegensatz von naturwissenschaftlicher (im weitesten Sinne) und philosophischer Betrachtungsweise nennen könnte. Der Gegensatz sei an einem ganz trivialen Beispiel verdeutlicht. Der naturwissenschaftlich Orientierte „erklärt“ die Schamröte aus den Gesetzen des Blutdrucks, der Kapillarität, des Reflexmechanismus und dgl. mehr, der philosophisch Orientierte „versteht“ dasselbe Phänomen nur im Zusammenhange mit der Totalität des Individuums: er erfaßt dieses Phänomen so, als ob es Sinn und Bedeutung in einem Zweckganzen, in einer teleologischen Einheit hätte. Kurz: Der Naturwissenschaftler erklärt mit Hilfe kausalmechanischer Kategorie — der Philosoph, und vorläufig sei uns der Individualpsycholog nichts anderes —, versteht mit Hilfe teleologisch-kausaler Kategorie. Schon Kant wußte dies, nur daß er sich, beeinflußt durch die Macht der damals emporblühenden mechanistischen Naturwissenschaft, verleiten ließ, der teleologischen Kausalitätskategorie als einer bloßen „Idee“ regulative Bedeutung zuzusprechen. Aber der Gegensatz konstitutiver und regulativer Kategorien oder Ideen kann von beiden Seiten aus überbrückt werden; weder sind die Kategorien der Naturwissenschaft so konstitutiv, daß die Dignität der Zweckbetrachtung ihr nicht gleichkäme, noch ist der Zweckbegriff in philosophisch gerichteten Wissenschaften bloß so regulativ, daß er nicht zugleich für den Bestand dieser Wissenschaften konstitutiven Wert hätte. —

Individualpsychologie muß im Gegensatze zur erklärenden, generalisierenden Schulpsychologie „verstehende" Psychologie sein. Karl Jaspers hat in seiner „Allgemeinen Psychopathologie" (1913) diesen Gegensatz unseres Wissens als erster angeführt, aber er versteht unter „verstehender" Psychologie die von Edmund Husserl inaugurierte Phänomenologie. Als Grundlage aller Psychologie ist sie sicherlich wichtig, ja unersetzlich, aber sie selbst ist und will nicht Individualpsychologie sein.

Verstehende Psychologie kann nur teleologisch verfahren. Eine solche Psychologie hat William Stern unter dem Titel Personalismus in seinem metaphysischen Hauptwerke (Person und Sache, 1906) zu begründen versucht.

Stern bekämpft hier den Mechanismus als Sachstandpunkt, der ja das Ideal jeder „erklärenden" Theorie ist, und begründet einen kritischen Personalismus, ein anderer Name für das, was wir „verstehende" Psychologie nennen; denn der Sachstandpunkt erfaßt dieselben Objekte mit der Kategorie der mechanistischen Kausalität, die der Personalismus mit der des Zweckes, der wirkenden Einheit, kurz der „Person" zu verstehen sucht. Doch in seiner „differenziellen Psychologie" (1911) gerät er in denselben Fehler wie der Vitalismus: mit den Mitteln der Naturwissenschaft, hier der Experimentalpsychologie, will er dem Individuum näher kommen, und Erklären und Verstehen bleiben gleicherweise unbefriedigt.

Verstehen können wir das Individuum nur aus seiner immanenten Teleologie — oder, anders ausgedrückt, wenn wir seinen „Sinn", seine „Bedeutung" erfassen. Und letzten Endes meint man nichts anderes, wenn man von „Intuition" spricht. Das diskursive Denken, das mit der kausal-mechanistischen Kategorie operiert, wird so zur naturwissenschaftlichen Erklärung, das intuitive, das sich der kausalteleologischen bedient, zum individual-psychologischen Verstehen notwendig.

Wir verstehen ein menschliches Individuum, wenn wir seinen Sinn, seinen Lebensplan oder, wie Adler (Der nervöse Charakter, 1912) sagt, seine „Leitlinie" erfassen. Wie aber diese ergreifen? Ist doch jedes Phänomen als solches vieldeutig, und gekünstelte „Deuterei" wäre ein armseliger Ersatz für die strenge, wenn auch tote Wissenschaftlichkeit der Schulpsychologie! Kant meinte, wir verstünden den Organismus, wenn wir ihn so betrachteten, als ob er eine mit Vernunft konstruierte Maschine wäre; Adler rät uns, dem Individuum so gegenüber zu treten,

als ob es verkörperte „Expansionstendenz" wäre. Aus dieser, als dem konstanten Faktor — Adler verwendet oft auch Synonyme wie: Streben nach oben, Streben nach einem Persönlichkeitsideal, in krankhaften Fällen „männlicher Protest" und ähnliches —, und aus dem Milieu im weitesten Sinne, der toten Umwelt und menschlichen Gesellschaft, besonders aber den Eltern, Geschwistern und Lehrern, kann das Produkt, die Leitlinie, begriffen werden: bald äußert sich diese mehr aktiv als Aggressionstendenz, bald passiv als Sicherungstendenz — in beiden Fällen ist es dieselbe Tendenz, den Lebensplan zu verwirklichen. Nicht mehr wird Sehen, Hören und Tasten das Objekt der Untersuchung, sondern die konkreten Eigenschaften wie Trotz, Mut, Ehrgeiz, Tapferkeit, Zorn, Herrschsucht, Wißbegierde und Angst, Scham, Schüchternheit, Neid, Geiz, Lügenhaftigkeit, Gehorsam, Feigheit werden jetzt in ihrem Zusammenhange begriffen.

Es war kein Wunder, daß ein Arzt es war, der die Leitlinientheorie ersann: zeigt sich doch die Leitlinie in extremen Fällen, also in jenen Krankheiten, die man als Neurosen zusammenzufassen pflegt, am deutlichsten, weil das sie begleitende Minderwertigkeitsgefühl eine stärkere Fixierung der Charakterzüge bewirkt. —

Von Alfred Adlers Leitlinientheorie äußerte man sich, sie sei keine Psychologie, sondern Philosophie. Das ist richtig, aber eben das lag in ihrer Absicht. Sie wollte in philosophischer, „verstehender" Einstellung denselben Phänomenen gegenübertreten, die in ganz anderer Einstellung die erklärende Psychologie zum Objekte ihrer Forschung machte. Philosophie des Ich, das sollte, wenn auch von Stern im tadelnden Sinne gemeint, ein Ehrentitel der Adlerschen Theorien werden. Mit Hilfe einer kritischen Teleologie — die Leitlinientheorie ist nur der Ausdruck für immanente Zwecksetzung — gibt uns Adler die Mittel in die Hand, systematisch, und deshalb wissenschaftlich, die Psyche verstehen zu lernen.

Das Problem der „Distanz".

(Über einen Grundcharakter der Neurose und Psychose.)

Von Dr. Alfred Adler.

Die praktische Bedeutung unserer Individualpsychologie liegt vor allem in der Sicherheit, mit der aus der Haltung eines Menschen zum Leben, zur Gesellschaft und zu den gesellschaftlich notwendigen, durchschnittlichen Problemen sein Lebens-

plan und seine Lebenslinien erkannt werden können. Indem wir viele unserer Anschauungen voraussetzen*, weisen wir auf die Grundtatsache des „Minderwertigkeitsgefühls" als treibenden Faktor im Seelenleben gesunder und nervöser Personen hin. Desgleichen auf den „Zwang zur Zielsetzung und zur Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls", einen „kompensatorischen" Akt, sowie auf den sich aufdrängenden „Lebensplan", der dem Individuum die Erreichung seines Zieles unter mannigfachen „Aggressionen" und „Ausweichungen", in der Linie des „männlichen Protestes" oder der „Furcht vor der Entscheidung" gewährleisten soll. Auch das Verständnis für das neurotische und psychotische Seelenleben als das Haften an der „leitenden Fiktion" im Gegensatz zum Gesunden, der sein „ideales Leitbild" nur als „ungefähr orientierend" und als Mittel erfaßt hat, darf ich als bekannt voraussetzen. Desgleichen den Gesamtaspekt der Neurose und Psychose als einer „Sicherung" des Persönlichkeitsgefühls.

Wie das ununterbrochene Streben des Menschen nach „oben" den Fortschritt der Kultur erzwingt, gleichzeitig auch eine Methode des Lebens schafft, bei der alle vorhandenen Möglichkeiten samt den organischen Realien ihre Ausnutzung, wenn auch nicht ihre richtige Verwendung finden, dürfte soweit geklärt sein, um die Bedeutung des „Finale" im Seelenleben gegenüber kausalen Erklärungsversuchen einleuchtend zu machen. Besonders die Unhaltbarkeit der sogenannten Sexualpsychologie trat dabei sinnfällig zutage als eine der Grundanschauungen unserer Individualpsychologie: das sexuelle Verhalten des Neurotikers als „Gleichnis" seines Lebensplanes verstanden —, im weitesten Umkreis stillschweigend aufgegriffen wurde.

Wir haben ferner bei diesen Untersuchungen die Tendenz zur „Lustgewinnung" als einen variablen, durchaus nicht leitenden Faktor kennen gelernt, der sich ganz in die Richtung des Lebensplanes einfügt. Die Charakterzüge und Affekte erwiesen sich im Gegensatz zu den fast allgemeinen Anschauungen als erprobte und deshalb festhaftende Bereitschaften zwecks Erreichung des fiktiven Ziels der Überlegenheit. Zugleich mit dieser Aufdeckung mußte die Lehre von den „angeborenen Sexualkomponenten, den Perversionen und der kriminellen Veranlagung" fallen. Das gemeinsame Gebiet der Psychoneurosen konnten wir erfassen als die Domäne aller jener Individuen, die aus

* Siehe z. B. Adler, „Über den nervösen Charakter", Bergmann, Wiesbaden 1912, und Adler-Furtmüller, „Heilen und Bilden", E. Reinhardt, München 1914.

der Kindheit — sei es infolge von Organminderwertigkeiten, sei es im Laufe einer verfehlten Erziehung oder einer schädlichen Familientradition — ein Schwächegefühl ins Leben mitgebracht haben, zugleich mit den alle Zeit gleichen und ähnlichen Kunstgriffen, Vorurteilen, Tricks und Exaltationen, wie sie sich behufs Herstellung eines imaginären, subjektiven Gleichgewichts ergeben. Jeder einzelne Zug und jede Ausdrucksbewegung zeigt sich so in die Richtung des Ruhe und Sieg verheißenden Zieles gestellt, daß sich die Behauptung rechtfertigt: Alle neurotischen Erscheinungen lassen als Voraussetzungen ihres Bestandes einen alles übersteigenden Ehrgeiz und zugleich den mangelnden Glauben an die Kraft der eignenden Persönlichkeit erkennen, — und sind nur unter diesen Gesichtspunkten verständlich.

Die gleichen seelischen Überanstrengungen hat unsere Schule in den Phantasien, Träumen und Halluzinationen der Patienten aufgedeckt. Immer ergab sich als ihr treibendes Motiv: in vorbereitender, tastender Weise, in der Art eines „Als-Ob" der Expansionstendenz einen Weg zu finden oder vor Gefahren zu sichern. Dabei war immer in Anschlag zu bringen, daß die zweite Absicht näher lag; die Konsequenz des Handelns erfolgt nicht unbedingt aus dem Akte der Entschließung, und dem Geltungsdrang genügen oft die sozialen Folgen des Krankheitsbeweises — oder die eigene Einbildung. Wie sehr aber dem Nervösen alles Erleben nur ein Mittel wird oder Material, mittelst seiner Perspektive erneute Antriebe in der Richtung seiner neurotischen Linien zu gewinnen, bewiesen die oft gleichzeitige Verwendung gegensätzlich scheinender Haltungen* — im double vie, in der Dissoziation, in der Polarität, in der Ambivalenz —, die Verfälschung der Außenwelt, die bis zur Absperrung gedeihen kann, die willkürliche, immer tendenziöse Gestaltung des Gefühls- und Empfindungslebens samt den daraus erfließenden Reaktionen nach außen, und das planvolle Zusammenspiel von Erinnerung und Amnesie, von bewußten und unbewußten Regungen, von Wissen und Aberglauben.

Hat man einmal den nie fehlenden Eindruck gewonnen und sichergestellt, daß jede seelische Ausdrucksbewegung des Nervösen in sich zwei Voraussetzungen trägt: ein Gefühl des Nicht-Gewachsenseins, der Minderwertigkeit und ein hypnotisierendes, zwangsmäßiges

* Ob es wirklich so schwierig ist, in der sog. Introversion und ihrem Gegenteil den „Schein" zu verstehen, beide als Mittel zu begreifen?

Streben nach einem Ziele der Gottähnlichkeit, — dann täuscht einen die schon von v. Krafft-Ebing hervorgehobene „Vieldeutigkeit“ des Symptoms nicht mehr. Diese Vieldeutigkeit war in der Entwicklung der Neurosenpsychologie kein geringes Hindernis; sie hat es ausgemacht, daß phantastische Systeme und beschränkte Selbstbeschränkung die Neurologie beherrschen durften, von denen die ersten an ihren unlösbaren Widersprüchen, die letztere an ihrer Unfruchtbarkeit gemessen werden müssen. Die individualpsychologische Schule ist grundsätzlich daran gebunden, das System einer seelischen Erkrankung auf jenen Wegen zu erforschen, die der Kranke selbst gegangen ist. Unsere Arbeiten haben gezeigt, welche große Bedeutung dem individuellen Material, noch mehr der Einschätzung desselben zukommt, über das der Patient verfügt. Deshalb war uns das Verständnis des Individuums und eine individualisierende Betrachtung ein Haupterfordernis. Der Ausbau seines Lebensplanes dagegen und seine starre Forderung nach allseitiger Überlegenheit bringen den Widerspruch mit den Forderungen der Wirklichkeit zutage, drängen den Kranken aus der Unbefangenheit des Handelns und Erlebens und zwingen ihn, den gesellschaftlich durchschnittlichen Entscheidungen gegenüber mit der Revolte des Krankseins zu antworten. So gelangt ein deutlicher sozialpsychologischer Einschlag in die Betrachtung der Neurose: der Lebensplan des Nervösen rechnet immer auch mit seiner individuellen Auffassung der Gesellschaft, der Familie und der Beziehungen der Geschlechter und läßt in dieser seiner Perspektive die Voraussetzung seiner Unzulänglichkeit im Leben und einer feindseligen Haltung des Nebenmenschen erkennen. Daß hier allgemeinmenschliche Züge wiederkehren, wenn auch ohne inneren Ausgleich und in verstärktem Grade, belehrt uns von neuem, daß die Neurose und Psychose der Eigenart des menschlichen Seelenlebens nicht fernliegt, daß sie als Varianten zu betrachten sind. Wollte jemand diese Tatsache bestreiten, dann müßte er gleichzeitig die Möglichkeit eines Verständnisses psychopathologischer Erscheinungen für jetzt und alle Zeiten von sich weisen, da uns immer nur die Mittel des normalen Seelenlebens zur Untersuchung bereitstehen.

Hält man sich an die von unserer Schule als maßgebend hingestellte Linie des Nervösen, die aus einem Gefühle der Minderwertigkeit nach „oben“ zielt, so ergibt sich als das nervöse Zwittergeschöpf beider Gefühlslagen ein immerwährendes „Hin und Her“, ein „Halb und Halb“, die Haltung einer ohnmächtigen Exaltation, von der meist

Züge der Ohnmacht oder der Exaltation deutlicher zutage treten. Wie beim nervösen Zweifel oder in der Zwangsneurose oder bei der Phobie ist der Endeffekt ein „Nichts" oder fast ein Nichts, bestenfalls die Vorbereitung einer schwierig scheinenden Situation und einer Krankheitslegitimation, an deren Arrangement zuweilen — in günstiger gelegenen Fällen — das Handeln des Patienten gebunden scheint. Wir werden sehen, aus welchen Gründen.

Dieser sonderbare Vorgang, der in allen Neurosen und in den Psychosen bei der Melancholie, der Paranoia und Dementia praecox immer nachweisbar zu sein scheint, wurde von mir als die „zögernde Attitüde" ausführlich beschrieben. Günstige Umstände gestatten mir, diese Anschauung noch ein wenig zu vertiefen.

Verfolgt man nämlich die Lebenslinie eines Patienten in der von uns angegebenen Richtung und versteht man, wie er in seiner individuellen Art (das heißt doch einfach: unter Benützung individueller Erfahrungen und persönlicher Perspektive) sein Minderwertigkeitsgefühl vertieft, sich aber der Verantwortung entschlägt, indem er es auf Heredität bezieht oder auf die Schuld der Eltern oder anderer Faktoren —; erkennt man ferner aus seiner Haltung und aus seinen Kunstgriffen die Forderung nach einer überlegenen Fehlerlosigkeit: so wird man regelmäßig dadurch überrascht, den Nervösen an einer bestimmten Stelle seiner Aggression von der zu erwartenden Richtung seines Handelns Abstand nehmen zu sehen. Der besseren Übersicht halber will ich einen vierfachen Modus beschreiben, der jedesmal dadurch auffällt, daß der Patient mit Sicherheit daran geht, an dieser Stelle eine „Distanz" zwischen sich und die zu erwartende Tat oder Entscheidung zu legen. Zumeist spielt sich dort die ganze Störung ab, die uns äußerlich als Symptom oder neurotische Erkrankung zu Gesicht kommt. Gleichzeitig mit dieser tendenziösen Distanz, die sich recht häufig auch in einer körperlichen Ausdrucksbewegung kundgibt, gestaltet der Kranke seine Abschließung von Welt und Wirklichkeit in verschieden hohem Grade. Jeder Neurologe wird dieses Bild seinen Erfahrungen leicht einfügen können, insbesondere wenn er der vielfachen Abstufungen eingedenk ist.

I. Rückwärtsbewegung. — Selbstmord, Selbstmordversuch; schwere Fälle von Platzangst mit großer Distanz; Ohnmacht, psychoepileptische Anfälle; Zwangserröten und schwere Zwangsneurosen; Asthma nervosum; Migräne und schwere hysterische Schmerzen; hysterische Lähmungen; Abulie; Mutismus; starke Angstanfälle aller Art;

Nahrungsverweigerung; Amnesie; Halluzinationen; Psychose; Alkoholismus, Morphinismus usw.; Vagabundage und Verbrechensneigung. Angst- und Fallträume, ebenso verbrecherische, sind häufig und zeigen die übergroße Voraussicht am Werk: — was etwa geschehen könnte! Der Begriff des äußeren Zwanges wird riesenhaft erweitert und jede gesellschaftliche, ja menschliche Forderung mit übergroßer Empfindlichkeit abgewehrt. In schweren, hierher gehörigen Fällen ist jede nützliche Tätigkeit unterbunden. Die Krankheitslegitimation dient selbstverständlich auch positiv der Durchsetzung des eigenen Willens, der auch in negativistischer Weise gegenüber den gesellschaftlich durchschnittlichen Forderungen siegreich bleibt. Dies gilt auch für die drei folgenden Kategorien.

II. Stillstand. — Es ist, als ob ein Hexenkreis um den Kranken gezogen wäre, der ihn hindert, näher an die Tatsachen des Lebens heranzurücken, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, eine Prüfung oder Entscheidung über seinen Wert zuzulassen. Berufsaufgaben, Prüfungen, Gesellschaft und Liebes- sowie Ehebeziehungen geben, sobald sie als Fragen des Lebens auftauchen, den aktuellen Anlaß. Angst, Gedächtnisschwäche, Schmerzen, Schlaflosigkeit mit folgender Arbeitsunfähigkeit, Zwangserscheinungen, Impotenz, Ejaculatio praecox, Masturbation und absolut störende Perversionen, Asthma, hysterische Psychosen usw. sind die sichernden Arrangements zur Verhütung der Grenzüberschreitung. Ebenso die weniger schweren Fälle der ersten Kategorie. Träume von Gehemmt-Sein und Nicht-erreichen-Können sowie Prüfungsträume sind häufig und stellen oft in plastischer Weise die Lebenslinie des Patienten dar, und wie er bei einem bestimmten Punkt abbricht und die „Distanz“ konstruiert.

III. Zweifel und ein gedankliches oder tätiges „Hin und Her“ stellen die Distanz sicher und enden mit der Berufung auf obige Erkrankungen, auf den Zweifel, der mit ihnen oft vereint ist oder auf ein „Zu spät“. Deutliche Anstrengungen zur Zeitvertrödelung. — Ergiebiges Feld für Zwangsneurosen. Meist ist folgender Mechanismus auffindbar: erst wird eine Schwierigkeit geschaffen und geheiligt, dann wird ihre Überwindung versucht. Waschzwang, krankhafte Pedanterie, Berührungsfurcht (auch als räumlicher Ausdruck des Arrangements der Distanz), Zuspätkommen, gemachte Wege zurückkehren, angefangene Arbeiten wieder zerstören (Penelope!) oder einen Rest stets übrig lassen usw. finden sich recht oft. Ebenso häufig sieht man ein Hinausschieben der Arbeit oder Entscheidung unter

„unwiderstehlichem" Zwang zu unwichtiger Tätigkeit, zu Vergnügungen, bis es zu spät ist. Oder knapp vor der Entscheidung tritt eine meist konstruierte Erschwerung (z. B. Lampenfieber) ein. Dieses Verhalten zeigt eine deutliche Verwandtschaft zur letzten Kategorie, nur mit dem Unterschiede, daß in obigen Fällen die Entscheidung noch verhindert wird. Häufiger Traumtypus: in irgendeiner Weise ein Hin und Her oder ein Zuspätkommen als tastender Versuch des Lebensplans. Die Überlegenheit und Sicherung des Patienten ergibt sich aus einer Fiktion, die oft ausgesprochen wird oder unausgesprochen bleibt, nie aber verstanden wird. Der Patient „sagt es, weiß es aber nicht"! Sie beginnt mit einem „Wenn-Satz": „Wenn ich . . . (dieses Leiden) nicht hätte, wäre ich der erste." Daß er sich von dieser Lebenslüge nicht trennt, solange er seinen Lebensplan aufrecht hält, ist begreiflich. In der Regel enthält der Wenn-Satz eine unerfüllbare Bedingung oder das Arrangement des Patienten, über dessen Abänderung nur er allein verfügt.

IV. Konstruktion von Hindernissen samt deren Überwindung als Andeutung der Distanz. Leichtere Fälle, die immer irgendwie auch im Leben wirken, zuweilen glänzen. Manchmal entwickeln sie sich spontan oder unter Beihilfe irgendeiner ärztlichen Kur aus den schwereren. Dabei obwaltet meist bei Arzt und Patienten die gläubige Ansicht, es sei noch ein „Rest" der Krankheit geblieben. Dieser „Rest" ist nichts anderes als die alte „Distanz". Nur daß sie der Patient jetzt anders, mit stärkerem Gemeinsinn verwendet. Schuf er sich früher die Distanz, um abzubrechen, so jetzt, um sie zu überwinden. Der „Sinn", das Ziel dieser Haltung, ist jetzt leicht zu erraten: Der Patient ist seinem eigenen Urteil gegenüber, meist auch in der Abschätzung durch andere Personen bezüglich seiner Selbstachtung und seines Prestiges gedeckt. Fällt die Entscheidung gegen ihn, so kann er sich auf seine Schwierigkeiten und auf den (von ihm konstruierten) Krankheitsbeweis berufen. Bleibt er siegreich, — was hätte er alles als Gesunder erreicht, wo er so viel als Kranker — sozusagen mit einer Hand — leistet! — Die Arrangements dieser Kategorie sind: leichtere Angst- oder Zwangszustände, Müdigkeit (Neurasthenie!), Schlaflosigkeit, Obstipation und Magen- und Darmbeschwerden, die Kraft und Zeit wegnehmen, auch ein pedantisches und zeitraubendes Regime erfordern, Kopfschmerzen, Gedächtnisschwäche, Reizbarkeit, Stimmungswechsel, pedantische Forderungen nach Unterwerfung der Umgebung und fortwährende Konfliktsvorberei-

tungen mit dieser, Masturbation und Pollutionen mit abergläubischen Folgerungen usw. — Der Patient macht dabei immer mit sich die Probe, ob er auch tauglich sei, kommt aber bewußt oder ohne es sich zu sagen, zu dem Ergebnis einer krankhaften Insuffizienz. Oft liegt dieses Ergebnis unausgesprochen, aber leicht zu verstehen in eben jenem neurotischen Arrangement, das durch den Lebensplan des Patienten protegiert wird. Ist die Distanz einmal fertig, dann darf sich auch der Patient gestatten, sich auf seinen „anderen Willen“ zu berufen oder gegen seine eigene Haltung anzukämpfen. Seine Linie setzt sich dann eben zusammen aus: unbewußtem Arrangement der Distanz + mehr oder weniger unergiebigem Kampf gegen dasselbe. Es soll nicht weiter verkannt werden, daß der Kampf des Patienten gegen sein Symptom, dazu auch noch seine Klage, seine Verzweiflung und etwaige Schuldgefühle im Stadium der entwickelten Neurose *in erster Linie geeignet sind, die Bedeutung des Symptoms in den Augen des Kranken und seiner Umgebung stark hervortreten zu lassen.*

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß bei diesen neurotischen Methoden des Lebens alle *Verantwortlichkeit* bezüglich des Erfolgs der Persönlichkeit aufgehoben *scheint*. In wieviel höherem Grade dieser Faktor bei Psychosen mitspielt, will ich nächstens darzustellen versuchen.

*

Es ist nur im Einklang mit den Anschauungen unserer individualpsychologischen Schule, wenn die Analogie mit dem Verhalten gesunder Menschen stark hervortritt. Bei jedem dieser Typen ist sein seelisches Verhalten eben in letzter Linie als planmäßige Antwort zu verstehen, die auf die Fragen des gesellschaftlichen Lebens gegeben wird. Als immanente Voraussetzungen und Sicherungen finden wir dann regelmäßig: einen zu einer Einheit strebenden Lebensplan, der mit einer tendenziösen Selbsteinschätzung, mit einem Ziel der Überlegenheit und mit seelischen Kunstgriffen rechnet, die — selbst wieder in einheitlichem Zusammenhang — aus einer kindlichen Perspektive erwachsen sind.

Nicht weniger überzeugend ist die Ähnlichkeit unserer Typen mit den Gestalten der Mythen und der Dichtung. Daran ist nichts Auffälliges. Sie alle sind Gebilde des menschlichen Seelenlebens und sind mit den gleichen Anschauungsformen und -mitteln gezeugt. Und sie haben sich gegenseitig beeinflußt. In der Lebenslinie aller dieser künstlerischen Gestalten findet sich das Merkmal der „Distanz“ wieder, am deutlichsten

in der Figur des tragischen Helden, in der sie als Peripetie einsetzt, mit der sich die „zögernde Attitüde" verbindet. Diese „Technik" ist sichtlich dem Leben abgelauscht, und die Idee der „tragischen Schuld" weist in hellseherischer Intuition zugleich auf Aktivität und Passivität, auf „Arrangement" und auf die Überwältigung durch den Lebensplan hin. Nicht bloß ein Schicksal, sondern vor allem ein planvolles Erleben bietet sich uns in der Erscheinung des Helden, dessen Verantwortlichkeit nur zum Schein erloschen ist, in Wirklichkeit aber besteht, weil er die ewig drängende Frage nach seiner Einfügung in die gesellschaftlichen Forderungen überhörte.

So droht jedem, der neue, der Gemeinschaft fremde Wege sucht, die verstärkte Gefahr, die Fühlung mit der Wirklichkeit zu verlieren. Das Widerspiel von Ehrgeiz und Unsicherheit, das allen diesen Typen gemeinsam ist, fördert in ihrem Leben die Peripetie zutage und bannt sie in ihre individuelle Distanz zur Entscheidung.

Zur Verwertung der Traumdeutung in der Psychotherapie.

Von Dr. E. Wexberg, Wien.

Ein neunzehnjähriger Homosexueller und Neurastheniker bringt folgenden Traum: „Mir träumte, meine Mutter sei gestorben. Ich erhielt die Nachricht in der Bank, bei dem Bureau jenes Kollegen, mit dem ich die Affäre im Klub hatte. Mein erster Gedanke war, daß ich nun einen schwarzen Flor am Arm tragen müsse. Dann bedauerte ich, nicht bei ihrem Tode dabei gewesen zu sein. Ich hätte die Tote vor den anderen Leuten geküßt und hätte geweint."

Die Affäre im Klub bestand darin, daß Patient von einem homosexuellen Klubfreund, der in derselben Bank angestellt war wie er, eine Ohrfeige bekam. Dies hatte zur Folge gehabt, daß Patient einen Monat lang den Klub nicht besuchte — denselben Monat, den er nach Unterbrechung der bis dahin einmonatlichen Behandlung in fast vollständiger Gesundheit verbrachte. Er hatte sich aus freiem Willen dazu entschlossen, die Arbeit im Bureau wieder aufzunehmen, nachdem ihn seine Neurasthenie vier Monate lang arbeitsunfähig gemacht hatte. In diesem Monat der Gesundheit lebte er sexuell vollkommen abstinent, was zum Teil auch auf die „Affäre" zurückzuführen war. In den ersten Tagen der wieder aufgenommenen Behandlung brachte er diesen Traum. Im Anschluß daran teilte er mir mit, daß er Träume vom Tode seiner

Mutter recht oft habe. Es überrascht uns nicht, zu hören, daß er seine Mutter seit seiner Kindheit immer zärtlich geliebt hat. In der Kindheit war sie seine Beschützerin, seine Zuflucht vor den Unbilden des Lebens. Deren gab es genug. Ein strenger Vater, zwei viel ältere Brüder und eine um weniges jüngere Schwester bildeten seine Umgebung. Unfähig, mit den Brüdern zu konkurrieren, wurde das Kind schon durch diese Konstellation zur Schwester und zur Mutter gedrängt. Er fand Gefallen an weiblichen Spielen und Handarbeiten, in denen er leicht die Schwester übertraf. Und da er auch noch wie ein Mädchen aussah, bekam er es oft genug zu hören, er sei kein rechter Knabe, viel eher ein Mädchen. So wurde das schwächliche Kind aus seiner Geschlechtsrolle gedrängt, ehe es ihrer noch recht bewußt werden konnte. Und so gelangte auch er zu jener typischen Vorgeschichte, die von Homosexuellen tendenziös festgehalten und zur Bekräftigung ihrer „angeborenen“ Anomalie verwertet wird*.

Die Schule war dann für unseren Patienten ein Martyrium. Körperlich der schwächste unter seinen Kameraden, war er das Opfer ihrer Roheit und Spottsucht. Zu Hause aber hatte er niemand, der ihn trösten mochte, außer seiner Mutter. So wurde er überempfindlich, leicht beleidigt und auf diese Art unverträglich. Immer wieder erwartete er von den anderen eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit, ohne dies direkt merken zu lassen. Wenn man ihm aber seine geheime Forderung nicht von selbst erfüllte, war er verletzt und zog sich zurück. So räumte er sich eben wegen seiner Schwäche eine Ausnahmsstellung im Leben ein, wollte von jedem besonders berücksichtigt, besonders unterstützt werden. Als er in seinem 15. Lebensjahre zur Berufswahl kam, entschied er sich für die Musik, der Vater aber zwang ihn zur kaufmännischen Laufbahn. Unser Patient gab nach und wurde krank: zuerst exzessive Onanie und Schlaflosigkeit. Als er dann in der Großstadt die Handelsschule besuchte, ging aus der Masturbation allmählich die Homosexualität hervor.

Für das Verhältnis zu seiner Mutter ist aber noch folgendes von Bedeutung: Er hatte einige Zeit vorher unter der fast zwanghaften Vorstellung eines sexuellen Verkehrs mit der Mutter gelitten. Auf die Frage, wie er auf diesen Gedanken gekommen sei, antwortete er, er halte auch seinen Vater für homosexuell veranlagt und glaube es von ihm

* Siehe zur Frage der angeborenen Homosexualität die demnächst bei Reinhardt in München erscheinenden Schriften von Alfred Adler und Erwin Wexberg über dieses Thema.

geerbt zu haben. So habe er sich gedacht, daß seine Mutter des sexuellen Verkehrs entbehren müsse und hätte Lust gehabt, ihr in diesem Punkte den Vater zu ersetzen. Er halte auch jetzt noch die Mutter für die einzige Frau, mit der er sexuell verkehren könnte. — Dazu paßt ein Traum, den er während seines „gesunden“ Intervalls hatte: Er sei nach einjähriger Abwesenheit wieder nach Hause gekommen, seine Mutter habe ihn zärtlich begrüßt und habe ihn dabei ebenso umarmt, wie es ein homosexueller Freund aus früherer Zeit einst zu tun pflegte. Wir können aus diesem Traume schließen, daß eine Verknüpfung zwischen der Homosexualität und der Liebe zur Mutter bei unserem Patienten tatsächlich besteht. Dieses Verhalten entspricht einem Typus der Homosexualität, wie ihn Freud in seiner Arbeit über Leonardo da Vinci gezeichnet hat*. Aber der „Inzestkomplex“ hat offenbar nur symptomatische und keine ätiologische Bedeutung, eben deshalb, weil uns diese Ätiologie vom Patienten selbst nahegelegt wird. Wollte man ihm nun erklären: Sie lieben Ihre Mutter und können ihr nicht die Treue brechen, und deshalb können Sie nicht mit Frauen verkehren — so würde dies von dem Patienten fast freudig akzeptiert werden. Eine Änderung in seinem Zustand könnte diese Deutung schon deshalb nicht herbeiführen, weil er sich dasselbe offenbar schon selbst gesagt hat. Hier ist nichts verdrängt, der Inzestwunsch liegt offen zutage: wir können die Deutung des Patienten nicht akzeptieren.

Denn die Inzestidee ist ein Produkt der Krankheit. Sie ist tatsächlich für den Patienten das beste Mittel, um sich für alle Zeit vor dem Verkehr mit Frauen zu sichern. Sie ist nicht die Ursache der Homosexualität, sondern ein koordiniertes Symptom: Beides sind Wege, um der Frau auszuweichen. Die Homosexualität des Patienten ist eigentlich nichts anderes als fortgesetzte Pubertätsonanie. Er ist hier stehen geblieben und hat es nicht gewagt, den Schritt ins Leben zu tun, weil er sich für zu schwach hielt, den Anforderungen, die an einen Mann gestellt werden, zu genügen. Deshalb tat er, als ob er ein Mädchen wäre, und ganz von selbst wurde aus der Schwäche eine Stärke. In homosexuellen Kreisen feierte er große Erfolge, die ersten und einzigen Erfolge seines Lebens: er produzierte sich als Sängerin und Tänzerin, wurde viel geliebt und viel bewundert. So war ihm die Homosexualität eine Zuflucht; im selben Maße aber, als er diesen Weg weiter verfolgte, mußte er sich im Leben, als Mann und als

* Freud, Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, Wien 1910, bei Deuticke.

Arbeiter, unzulänglich erweisen. Diesem Ziele diente seine Neurasthenie, die durchaus exakt auf Arbeitsunfähigkeit eingestellt war: Gedankenflucht und Kopfschmerzen im Bureau, Übermüdung am Abend. Sein ältester Bruder bekleidete eine höhere Stellung in derselben Bank. Wieder war hier eine Konkurrenz a priori ausgeschlossen. Er verzichtete darauf und wurde krank.

Wir sagten: Die Männerliebe war ihm eine Zuflucht. Ganz wie die Liebe seiner Mutter, als er noch ein Kind war. So verstehen wir die Verknüpfung zwischen Homosexualität und Liebe zur Mutter, die uns in einem früheren Traume auffiel. Nun können wir an die Deutung des letzten Traumes gehen. Er ist leicht in die Sprache des Wachlebens zu übersetzen: Wie wäre es, wenn meine Mutter stürbe? Mir läge nichts daran; ich würde einen Trauerflor tragen und vor den Leuten weinen; weiter nichts. Der pointierte Zynismus, der aus diesem Gedanken spricht, und der mit dem sonstigen Verhalten des Patienten seiner Mutter gegenüber so seltsam kontrastiert, läßt vermuten, daß ein Rest von Angst dadurch verhüllt wird, Angst vor dem Alleinsein und ohne Schutz sein. Aus unserer bisherigen Kenntnis von der Persönlichkeit des Patienten können wir aber schließen, woher die Gleichgültigkeit gegen den Verlust der Mutter stammt: Er hat ja die Homosexualität. Und nun wird tatsächlich auch das Thema der Homosexualität im Traum erwähnt: die Nachricht vom Tode seiner Mutter erhält er bei dem Bureau seines homosexuellen Kollegen, mit dem er die Affäre hatte. Diese Affäre war es, die ihn veranlaßt hatte, die homosexuelle Gesellschaft einen Monat hindurch zu meiden. Fassen wir diese beiden Elemente des Traumes zusammen, so wird uns sein Sinn klar: Er nähert sich wieder der Homosexualität — dem Bureau seines Kollegen —, indem er so tut, als ob die Homosexualität seine einzige Zuflucht wäre, die ihm blieb: als ob seine Mutter gestorben wäre.

Der weitere Verlauf bestätigte diese Deutung. Es folgte ein Tag tiefer Depression, mit quälenden Zweifeln an seiner Potenz. Es war, als wenn er zum Schlage ausholte. Zwei Tage später benützte er eine günstige Gelegenheit und verbrachte eine Nacht, in der er sich homosexuell auslebte wie noch nie. Es folgte ein Tag mit gutem Befinden, und in der nächsten Nacht träumte er, sein Penis habe sich verlängert.

Dieser Rückfall will mit der vorausgehenden Periode der Besserung als ein Ganzes verstanden werden. Es war ein umfänglicher Beweis

für die Naturnotwendigkeit seiner Homosexualität: erst ein scheinbares Eingehen auf die Richtung zur Gesundheit und dann, unter den Augen des Arztes, die demonstrative Beweisführung, daß es ohne Homosexualität doch nicht gehe, und daß sie das einzige sei, was ihn aufrechterhalte, seine einzige Stärke, *seine* Art von Männlichkeit: daher am Ende der Traum, sein Penis sei gewachsen.

An diesem Punkte erst durfte in der Behandlung die Aufklärung einsetzen. Wenn auch der Arzt den Verlauf und das Ende des kleinen Dramas voraussehen konnte, hätte es keinen Sinn gehabt, im vorhinein den Patienten ins Geheimnis zu ziehen: er hätte nichts verstanden, nichts verstehen können, weil der Plan nicht bewußt angelegt, sondern sozusagen nur potentiell vorhanden war. Ich mußte mich auf die einfache Prognose dessen, was kommen würde, beschränken, und die bloße Voraussage vermochte die Energie des unbewußten Planes nicht zu brechen. Die Voraussagen erfüllten sich eben; das nachträgliche Verständnis aber mußte den Patienten in der Sicherheit seiner neurotischen Einstellung bedenklich erschüttern. So konnte aus der Kenntnis der Zusammenhänge schließlich doch noch Nutzen gezogen werden.

Die Möglichkeit des Verständnisses und die beweisende Kraft der Interpretation ergab sich aber in diesem Falle vor allem aus dem Inhalt der Träume. Sie zeigen deutlich den antizipierenden Charakter, der entsprechend der *Adler*schen Auffassung allen Träumen zukommt. Sie zeigen aber auch, daß von einer „teleologischen Funktion" des Traumes nicht die Rede sein kann. Der Traum konnte vom Patienten nicht als Entschluß zum Rückfall verstanden werden.

Was nun diese Art der Traumdeutung von der *Freud*schen Methode unterscheidet, ist die größere Sicherheit der Schlußfolgerungen, die, von erzwungenen Einfällen des Patienten unabhängig, einzig auf der Kenntnis seiner Persönlichkeit beruhen. So gehört wohl zu jeder Traumdeutung eine kleine psychologische Biographie. Die Möglichkeiten der Deutung sind meist unbegrenzt. Aber nicht die kombinatorische Fähigkeit des Arztes darf die Entscheidung treffen, auch nicht die Assoziation des Patienten, der jede Beweiskraft mangelt, sondern einzig die psychische Konstellation, aus der der Traum erwuchs. Wir können viel vermuten, aber nichts wissen, wenn uns bloß ein Ausschnitt einer Persönlichkeit vorliegt. Aber wir verstehen die kleinste Geste, wenn wir das Ganze, dessen Teil sie ist, individualpsychologisch erfaßt haben.

Eine psychologische Analyse.

(August Strindbergs „Corinna“ aus „Heiraten“.)

Von Robert Freschl, Wien.

Alles psychische Geschehen, sagt Alfred Adler, ist nach einem Ziel (Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, Erreichen des Persönlichkeitsideals) orientiert und ihm dienstbar gemacht. — So muß auch im künstlerischen Erlebnis, im Kunstwerk, die psychische Physiognomie des Schöpfers, wenn auch öfters in antithetischer, karikaturistischer Verzerrung, in den Wesenszügen zu erkennen sein, und im Hinblick auf dieses Ziel müssen auch die Gestalten der Dichtung, als Realität betrachtet, die Schöpfer und Werk umspannende psychische Einheit beweisen lassen. — Wir griffen zum Zwecke unserer Untersuchung nach einer Novelle Strindbergs, weil uns diese ein Problem bietet, das allergrößte Bedeutung für das Leben des Dichters gewonnen hat, das Problem der Ehe, und weil in ihrer Darstellung auf Grund der individualpsychologischen Methode ein Schlüssel zum Verständnis der psychischen Persönlichkeit Strindbergs, die das tendenziös akzentuierte Apperzeptionsschema Mann-Weib in sich trägt, gefunden werden kann. Schon der Titel wirkt orientierend. Strindberg spielt auf den Roman der Madame de Staël an, der dem Mädchen der Novelle (Helene) starken Eindruck macht. Dieser Titel allein läßt die Schilderung einer Frau erwarten, die nach Manngleichheit, nach Mannüberlegenheit strebt. Allerdings überrascht uns Strindberg insofern, als er das Gefühl der Überlegenheit und Überwertigkeit schon in der Geburt und Erziehung Helenens begründet. Diese scheinbar aprioristische Überwertigkeit entspringt aber einem natürlich nicht mit intellektueller Klarheit erfaßten Minderwertigkeitsgefühl; der starke, mächtige Vater (der Mann) ist das Leitbild des Mädchens.

Ihr Vater war General, und die Mutter starb ihr früh. Sie genoß eine männliche Erziehung und bekam durch die in Offizierskreisen nach außen besonders betonte Höflichkeit gegenüber der Dame hohe Gedanken von der Überlegenheit des weiblichen Geschlechtes, das, wie es ihr schien, ungleich höher stand als das männliche. Sie war kalt, gleichgültig gegen alles, was das Verhältnis der Geschlechter betraf, hielt es für unsauber und konnte die Hingabe des Weibes an den Mann nicht begreifen. Da hat sie ein Erlebnis, das ihr die Wirklichkeit anders erscheinen läßt, als sie es in ihrem Amazonendasein annahm. Anläßlich eines Spazierrittes, bei dem sie absteigt,

um Blumen zu pflücken und ihre Stute am Waldrande grasen zu lassen, wird sie Zeugin einer Naturszene zwischen ihrem Reittier und einem Hengst aus der nahen Ortschaft. Als sie nach Hause kam, war sie krank. Die Stute wollte sie nicht mehr sehen, die war unrein. Dieses Ereignis verfolgte sie, störte ihre Gedanken am Tage und ihre Träume bei Nacht, sie schloß sich ein und begann zu lesen. — Diese Wirkung erscheint uns (psychologisch) notwendig. Gerade Helene, die in ihrer Rolle der Mannüberlegenheit befangen war, mußte dieses Miterleben der Niederlage, welche die weibliche Kreatur durch die geschlechtliche, männliche Aktivität erlitt, erschüttern und in ihrer Machtstellung vollends unsicher machen. Sie erkannte Gefahren, die ihr vorher völlig fremd waren und floh das Leben, den Schauplatz solcher gefahrdrohender Kämpfe. Nun fällt ihr in der Bibliothek ihrer Mutter der Roman der Staël, „Corinna", in die Hände. Dieses Buch, reich an Mißachtung der Realität, trägt Randbemerkungen von der Hand ihrer verstorbenen Mutter, die die Seelengeschichte eines Kampfes zwischen Alltäglichkeit und Poesie erzählen. Sie machte nun aus Corinna ein Ideal, im Grunde das Generalideal, Ehrenbezeigen, erster Platz. Sie identifizierte sich mit Corinna und mit ihrer Mutter und beginnt zu schreiben. Diesen Versuch begleitet Strindberg mit satirischen Bemerkungen, die deutlich seine Stellungnahme erkennen lassen. Helene—Corinna erlebt einen Mißerfolg. Aus der Antwort der Redaktion hörte sie den Erzfeind, den Mann. Nun stirbt der Vater. Das bedeutet eine Degradation für sie, die Ehrenbezeigungen galten nur ihrem gesellschaftlichen Rang, nicht ihr als Persönlichkeit. Als ihr die Stellung eines Hoffräuleins angeboten wird, nimmt sie an, erträgt es aber nicht lange, da man sie gelegentlich encanailliert und sie durch diesen Vorfall ihrer dienenden Stellung allzu stark bewußt wird. Nun dringt sie, unterstützt durch Herkunft, das Air des Hofes und ihr Auftreten, in den Kreis von Beamten und Universitätslehrern und beginnt, Vorlesungen für Frauen zu halten. Ihre Stellung als Unverheiratete empfindet sie aber auf die Dauer, gemessen an den gesellschaftlichen Freiheiten der verheirateten Frauen ihres Kreises, als unbefriedigend, und sie geht mit einem Dozenten der Ethik eine Ehe ein, wobei sie die aktive Rolle spielt. In der Ehe versagt sich Helene unter Berufung auf höhere ethische Momente ihrem Manne. Nichtsdestoweniger hat die stärkere, ehrgeizige, machtgierige Frau bedeutenden Einfluß auf ihren Partner. Er wird, von ihr angespornt und geschoben, Professor und Reichstagsabgeordneter, und sie ziehen aus diesem Anlaß nach

halbjähriger Ehe nach Stockholm. In der Großstadt erwacht mit dem größeren gesellschaftlichen Verkehr seine Männlichkeit, er erkennt seine lächerliche Situation und revoltiert innerlich und nach außen. Als nun Helene merkt, daß er eigene Wege zu gehen beginnt, wird sie anscheinend weiblicher, zärtlicher, häuslicher. Und eines Tages stellt sie an ihn die Bitte, eine von ihr verfaßte Petition, die Abschaffung der Prostitution betreffend, als seinen Antrag im Reichstag einzubringen. Es kommt zu einer Auseinandersetzung, in der der Mann, unbarmherzig argumentierend, Sieger bleibt. Da fällt Helene scheinbar aus ihrer Rolle, um sie desto sicherer zu behaupten. Sie stellt ihre Affekte in den Dienst ihrer leitenden Fiktion (Mann zu sein, oben zu sein), bricht in Tränen aus, wirft sich auf das Sofa, ergreift seine Hand, die ihren Puls fühlen will, und drückt sie gegen ihre Brust, schluchzt und läßt alle Register ihrer Weiblichkeit springen, ein Orgelspiel der Affektivität, aus dem für den Kenner dieser psychischen Musiktheorie das Leitmotiv des männlichen Protestes mit weiblichen Mitteln hörbar wird. In der Nacht vor Ablauf der Frist, bis zu welcher Anträge im Reichstag eingebracht werden können, verkauft sich Helene ihrem Manne, gegen sein Versprechen, ihren Antrag vorzulegen.

Und der Preis! Ruhig, kalt, unbeweglich hatte sie ihn empfangen. — Auch in diesem Augenblick ist der aufgepeitschte männliche Protest in Helene wirksam, die das Arrangement der Frigidität, als in ihrer Rolle gelegen, festhält und als wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Mann verwendet. Durch ihr frigides Verhalten aber nimmt sie ihrer Hingabe jede libidinöse Bedeutung und entwertet den Mann nach dieser Richtung hin vollständig. — Der Kampf zwischen beiden geht aber weiter. Helene versagt sich ihrem Manne aufs neue und ergibt sich ihm erst dann wieder, als er sich von ihr zu emanzipieren droht. Er bekommt eine fanatische Sehnsucht, sie als Mutter zu sehen, das wird sie zum Weibe machen. Aber sie wird nicht Mutter. Eines Tages erklärt sie, auf kurze Zeit zu Verwandten reisen zu müssen. Am Abend nach ihrer Abreise geht er, sich einsam fühlend, um das Gefühl ihrer Nähe zu gewinnen, in ihr Schlafzimmer. Aber der Raum gleicht nicht dem Schlafzimmer einer Frau. Ein schmales Bett ohne Umhang. Ein Sekretär, ein Büchergestell, ein Nachttisch, ein Sofa. Ganz wie in seinem Zimmer. Kein Toilettentisch, nur ein kleiner Wandspiegel. Helene steht (wie dies Adler ausgedrückt hat) unter der hypnotischen Wirkung eines fiktiven Lebensplanes und trägt alle die durch ihr fiktives Ziel geforderten und bedingten Charakterzüge. Durchaus konse-

quent, hält sie ihr Ziel der Überlegenheit über den männlichen Partner fest, und alle ihre Handlungen, ihre große und kleine Welt erscheinen von der in der Richtung des Zieles wirkenden Kraft des männlichen Protestes durchflossen. — In Unruhe beginnt er an den Schubladen ihres Schrankes zu ziehen, sie sind alle verschlossen. Zufällig zieht er die Schublade des Nachttisches auf, stößt sie aber schnell wieder zu, konnte jedoch den Titel einer Broschüre lesen und den Zweck einiger ungewöhnlicher Gegenstände ahnen. Das war es also. Fakultative Sterilität. Er dachte gegen sie. Es war eine Schande geworden, Weib zu sein, Geschlecht zu haben, Mutter zu werden. Er haßte ihre Seele, denn er haßte ihre Gedanken. Und doch liebte er sie. — Was aber liebte sie an ihm? Seinen Titel, seine Stellung, seine Macht. Er wollte ihr all das sagen, wenn sie nach Hause kam, aber er wußte, daß er es nicht tun werde. Er wußte, daß er ihr Sklave bleiben und immer wieder seine Seele verkaufen werde, wie sie ihren Körper verkaufte, denn er liebte sie. — So hat Strindberg mit unvergleichlicher realistischer Künstlerschaft aus einer kleinen Ehegeschichte eine satirische Tragikomödie gestaltet und uns ein reiches psychologisches Material geboten. Im Vordergrunde läßt er das Satyrspiel der Libido sichtbar werden, ein Kulissenstück, das von der stets aus der Tiefe gewaltigen Tragödie des männlichen Protestes entlarvt wird. —

Die Frau, Helene, hat in diesem Kampfe gesiegt, und sie mußte siegen. Denn, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß sich Strindberg etwa mit dem Manne der Erzählung identifiziert — so einfach stellen wir uns die Beziehung zwischen Schöpfer und Werk nicht vor —, so dürfen wir vielleicht behaupten, daß in der Atmosphäre der Novelle die verschiedensten psychischen Tendenzen des Dichters wirksam sind, vor allem, daß die für Strindberg charakteristische psychische Geste, seine in einem durchaus neurotischen Apperzeptionsschema begründete Aggression gegen die Frau, deutlich erkennbar ist. Wir wissen nun, daß dieser neurotische Kunstgriff: „den zu bekämpfenden Gegner mit besonders starken, oft zauberischen Machtmitteln auszustatten“, dem Zwecke überkompensatorischer Sicherung dient, die einem Gefühle der Minderwertigkeit und Unsicherheit, in diesem Falle dem Gefühl der Furcht vor der Frau, entspringt. — Helene muß siegen, denn dadurch tritt ihre gefährliche Macht erst recht deutlich hervor, daraus ergibt sich die Notwendigkeit, sich vor ihr, vor der Frau, zu schützen. So entwertet Strindberg von seinem ethischen Standpunkte aus — Helene. Er entwertet aber auch ihren Gegen-

spieler, den liebenden Schwächling. Vor allem aber entwertet er die Liebesbeziehung zwischen Mann und Weib. — Aus Strindbergs Leben wie auch aus seinen Werken läßt sich unzweifelhaft nachweisen, wie stark sein Gefühl der Unsicherheit der Frau gegenüber war. — Nur einen sehr schwachen Punkt muß man übermäßig stark befestigen, und so können wir aus der Maßlosigkeit seiner Aggression gegen die Frau sein Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber dem Weibe (Dämon, Hexe, Urkraft) erschließen. Allerdings war dieses Gefühl der Unzulänglichkeit im Kampfe gegen die Frau nur eine besonders stark in den Vordergrund tretende psychische Teilerscheinung, die aus einem allgemeinen Minderwertigkeitsgefühl, das er schon von Hause mitbekommen hatte, floß. Denn im dritten Stock des Hauptgebäudes erwachte der Sohn des Gewürzkrämers und der Magd, August Strindberg, zum Bewußtsein des Lebens. Seine ersten starken Empfindungen waren, wie er später schreibt, Furcht und Hunger. Er hatte Dunkelfurcht, Prügelfurcht, Furcht zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Er wollte Liebling sein, aber bei den höchsten Instanzen, bei Vater und Mutter. Als er die Plätze dort besetzt fand und ihm die Großmutter eine Zuflucht bot, da verachtete er sie, denn seine Großmutter war im Hause keine Standesperson. Die erste Liebe des Fünfzehnjährigen war ein dreißigjähriges, kränkelndes Mädchen. Sie war der Mittelpunkt des Hauses, verlobt, bewundert, umschwärmt, darunter auch von seinem Vater, und es war ihm Ehrensache, sie von allen abzuziehen und für sich zu gewinnen. — Daraus erkennen wir, wie Strindberg alles zu einem Kampf um die Macht wird. Da wird es nicht sonderbar und widerspruchsvoll erscheinen, daß er dreimal in die Ehe und aus ihr trat, es also wiederholt unternahm, eine ihm möglich erscheinende Beziehung zur Frau zu finden. Es scheint, als ob er immer wieder den Kampf mit der Frau aufnimmt, in der hoffenden Erwartung, doch einmal Sieger zu bleiben. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man auch sagen, daß sein Schaffen eine Reihe von Lösungsversuchen dieses Problems darstellt, in welchen der Sieg mit wenigen Ausnahmen (und auch diese Ausnahmen sind bezeichnend) der Frau zufällt. —

So hoffen wir, daß es uns in diesen vielfach skizzierenden Ausführungen vielleicht gelungen ist zu zeigen wie sehr die individualpsychologische Methode geeignet sein kann, das Verständnis einer Dichtung dadurch zu vertiefen, daß das Werk als seelisches Phänomen in Beziehung gesetzt wird zur psychologischen Entwicklung und Per-

sönlichkeit des Dichters, ohne die Einheit des künstlerischen Erlebnisses zu zerstören.

Referate.

Dück, Johannes: „Zur Psychologie und Pädagogik des freien Vortrags in der Schule". (Ztschr. f. päd. Psych. u. exp. Pädagogik, 1914, Heft III.)

In dieser Abhandlung soll der Nachweis erbracht werden, daß durch kein anderes Mittel so günstig ein möglichst hoher Grad von Selbstbeherrschung anerzogen werden kann als durch den freien Vortrag; zugleich wird aber auch dargelegt, wie dadurch dem im Pubertätsalter erfahrungsgemäß besonders stark auftretenden Betätigungstrieb ein segensreiches Ventil geschaffen werden kann, wie dieser glückliche Naturtrieb in die richtigen Bahnen gelenkt werden kann, um einen Charakter zu erziehen, der, gleichweit entfernt von Selbstüberhebung wie von hemmender Mutlosigkeit, mit innerer Befriedigung sein Bestes im Leben zu leisten imstande ist. Eine Reihe von methodischen Angaben dürften manchem willkommen sein. Es sei noch bemerkt, daß diese Abhandlung schon vor dem so dankenswerten Erlaß des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht über die Pflege des freien Vortrags an höheren Schulen dem Herausgeber zugegangen war. Wenn hier in dieser Abhandlung ferner dargetan wird, daß beim freien Vortrag und der sich daran anknüpfenden Wechselrede der feinfühlige Lehrer die prächtigste Gelegenheit zu einer Art Psychoanalyse seiner ihm anvertrauten Jugend hat, so glaube ich damit den Beweis erbracht zu haben, daß es auch eine Psychoanalyse ohne das unsympathische und mit Recht von vielen Forschern nachdrücklichst abgelehnte alleinige Herumstochern im sexuellen Gebiet geben kann und wirklich gibt. (Eigenbericht.)

„Die Psychopathologie eines Falles von Phobie." Eine klinische Studie. Von Professor Dr. Morton Prince, Boston.
(Internat. Ztschrft. f. ärztl. Psychoanalyse, 1913, Heft 6.)

„Der Fall von Phobie, den diese klinische Studie behandelt, bezog sich auf Türme von Kirchen und beliebigen anderen Gebäuden. Patientin, eine Frau von etwa 40 Jahren, ängstigte sich davor und bemühte sich infolgedessen, den Anblick zu vermeiden." Da die Aufklärung des Symptoms mit Hilfe der psychoanalytischen Methode nicht gelang, versuchte es der Autor mit Hypnose und automatischem Schreiben. „Es kam nun heraus, daß es das Läuten der Glocken war oder das im Geiste vorausgenommene Läuten der Glocken, das ihre Furcht hervorrief, und nicht der Anblick eines Turmes an sich." Eine sexualsymbolische Bedeutung kam dem Symptom nicht zu. Dagegen ergab sich, daß die Phobie einem seit früher Kindheit bestehenden Schuldgefühl entsprang, das der Autor auf einen „Instinkt der Selbsterniedrigung (Mc. Dougall)" oder des „negativen Selbstgefühls (Ribot)" zurückführt. Dieses Ergebnis berührt sich mit den Aufstellungen der Adlerschen Individualpsychologie, es zeigt, wie man ohne vorgefaßte Theorie, durch einfache Beobachtung die Adlerschen Befunde bestätigt finden kann. Freilich: ein volles Verständnis war dem Autor auf diesem Wege nicht erreichbar. In mustergültiger Weise gelingt es ihm, das psychische Material des Falles aufzudecken und die Tendenz der Selbsterniedrigung — Adler nennt es das Gefühl der Minderwertigkeit — als das Leitmotiv dieser Nervösen zu erweisen. Doch über den eigentlichen Sinn des Symptoms, über das Wozu erfahren wir nichts. Der Autor geht auf die aktuelle Situation der Patientin so gut wie gar

nicht ein. Einzig aus dieser aber hätte man ihre Zielsetzung erschließen können, jenen Zweck, zu dem die Krankheit nur das Mittel ist. — Die Behandlung führte zur Heilung. Dr. E. Wexberg.

Alfred Kind und Eduard Fuchst: „Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit." A. Langen, München 1913.

Dieses Werk, das, ohne sich an das Programm im Titel zu halten, den historischen Gesichtspunkt zugunsten des psychologischen vernachlässigt, bietet dem Psychologen, der an das Problem des Verhältnisses zwischen Mann und Weib herantritt, in seinem reichen, gesichteten Bildermaterial eine Reihe von Belegen aus den Schöpfungen der Künstler aller Zeiten, die uns um so willkommener sein müssen, als wir für psychische Tendenzen den schärfsten, oft bewußt übertriebenen Ausdruck in der Kunst suchen und finden. Die Stellung des Mannes zum Weib, die sich als künstlerisches Problem vom männlichen Standpunkt aus darstellt, zeigt in verschiedenen Formen immer die Einstellung des Mannes, die Dr. Adler als: „Furcht vor der Frau" bezeichnet hat. Der Text des Werkes, der A. Kind zum Autor hat, läßt, obwohl oder eigentlich weil der Verfasser den sexualpsychologischen Gesichtspunkt als den einzig berechtigten bezeichnet, eine Einheitlichkeit der Voraussetzungen, das Wissen um tiefere Beziehungen vermissen. Das ist das Geschick der Sexualpsychologie, daß sie nur das Sexuelle zum Nachteil der Psychologie sieht. Das Sexuelle in sich ist ein biologisches Problem, psychologisch wird es erst in der Frage, was das Individuum aus seiner Sexualität macht, wie es sie in seine psychische Tendenz, seinen „Lebensplan" einbezieht. Wenn Kind sagt, daß die Triebfeder der modernen Frauenbewegung in der Erotik liege, so klingt das nicht so paradox, als er meint, da das die allgemeine Ansicht ist, derer z. B., die sich die Frauenrechtlerinnen nicht anders als häßlich vorstellen können u. ä. Mir will es eher erscheinen, als ob hier ein Verzicht auf weibliche Waffen, damit zugleich auf die Erotik, und ein Kämpfen mit männlichen Mitteln vorliege.

Diese und ähnliche Bedenken ergeben sich aus unserer Stellung; sie bedeuten eine Fixierung, aber kein Verkennen der guten Arbeit, die — inbegriffen die Ausstattung durch den Verlag — in diesem Werke geleistet ist, in dem, um das Wertvollste nochmals herauszuheben, der Psychologe reichliches Material und Belege findet, wohl auch, nicht zum mindesten im Irrtum oder Ungenügen, einen Fingerzeig, wo und zu welchem Sinne er ansetzen darf. Max Cresta.

Aus der Praxis der Psychotherapie und Pädagogik*.

Zur Sitophobie.

In der Regel beginnt dieses Symptom der Furcht vor dem Essen um das 17. Lebensjahr herum, fast immer bei Mädchen. Die Folge dieses Verhaltens ist gewöhnlich eine rapide Abmagerung. Als Ziel, das auch aus der Gesamthaltung der Patientin hervorgeht, findet sich die Ablehnung der Frauenrolle. D. h. es liegt der Versuch vor, durch übermäßige Enthaltsamkeit, — wie allgemein in der Mode auch, — die Entwicklung weiblicher Formen aufzuhalten. Eine dieser Patientinnen bestrich außerdem den ganzen Körper mit Jodtinktur, in der Meinung, auf diese Weise die Abmagerung zu erzwingen. Ganz regelmäßig aber hob sie die Wichtigkeit des Essens ihrer jüngeren Schwester gegenüber hervor und trieb sie unablässig an.

* An dieser Stelle werden der Redaktion zukommende Anregungen der Kollegen von den ständigen Mitarbeitern erörtert werden.

Eine andere Patientin langte endlich bei einem Gewicht von 28 Kilo an und sah einem Gespenst ähnlicher als einem jungen Mädchen.

Immer, glaube ich, handelt es sich um Mädchen, die schon als Kinder den Wert und die Bedeutung des „Hungerstreikes" als Machtmittel erprobt hatten. Denn niemals fehlt bei entwickelter Neurose dieser gleiche Druck auf die Umgebung und — auf den Arzt. Mit einem Male dreht sich alles um die Patientin, und ihr Wille dominiert in jeder Beziehung. Nun wird auch verständlich, warum solche Patienten der Beschaffenheit der Nahrung so großes Gewicht beilegen und dieses Gewicht durch das „Arrangement" der Angst sichern müssen: sie können den Prozeß der Ernährung gar nicht hoch genug einschätzen, da diese Überwertung ihnen erst gestattet, ihr Ziel, über alle anderen zu herrschen (wie ein Mann! wie der Vater!), konsequent zu verfolgen. Jetzt erst können sie alles bekritteln, sie haben den richtigen Standpunkt gewonnen, um die Kochkunst der Mutter anzuspannen und herabzusetzen, die Auswahl der Speisen zu diktieren, die Pünktlichkeit der Mahlzeiten zu erpressen. und gleichzeitig zu erzwingen, daß aller Augen mit der bangen Frage auf sie gerichtet sind, ob sie auch essen werde.

Eine meiner Patientinnen änderte nach einiger Zeit ihr Verhalten dahin, daß sie unter der gleichen Betonung der Wichtigkeit des Essens anfing, ungeheuer viel zu verzehren und zu begehren, was die gleiche Inanspruchnahme der Mutter zur Folge hatte. Sie war verlobt, wollte angeblich auch heiraten, „bis sie gesund sei", hinderte aber gleichzeitig die Fortsetzung ihrer Frauenrolle durch nervöse Symptome (Depression, Wutanfälle, Schlaflosigkeit) und besonders dadurch, daß sie sich durch fortgesetzte Mastkuren zu einem Monstrum entwickelte. Ununterbrochen nahm sie Brom und erklärte, sich ohne dieses Mittel schlechter zu fühlen; gleichzeitig klagte sie über die starke Bromakne, durch die sie ähnlich wie durch die Fettsucht entstellt wurde. (Ähnlichen Zwecken dient häufig die nervöse Obstipation, zuweilen ein Tick oder Grimmassieren, oder eine Zwangsneurose.) Manche Patienten erreichen das gleiche, indem sie öffentlich fasten und heimlich essen. Bekannt ist schließlich die ungeheure Bedeutung des Hungerstreiks bei Melancholie, Paranoia und Dementia praecox, wo immer durch Negativismus der Wille der Umgebung zur Ohnmacht verdammt wird.

Vielen andern Arrangements in der Neurose analog ist der Kunstgriff des „Hin und Her", durch den das Symptom der „Zeitvertrödelung" erzeugt wird, was in allen Fällen begreiflich wird, wenn man erkennt, daß sich der Patient aus „Furcht vor der Entscheidung", in obigen Fällen aus „Furcht vor dem Partner" zur „zögernden Attitüde", zur „Rückwärtsbewegung" oder zum Selbstmord entschlossen hat. Erst wird die Wichtigkeit der Nahrung überwertet, dann kommt es zur Furcht vor der Nahrungsaufnahme; schließlich bleibt nur übrig, was wir erwarten: zögernde Attitüde, Stillstand oder Rückzug gegenüber den gesellschaftlich durchschnittlichen Forderungen der andern. In dieser Haltung spiegelt sich das alte kindliche Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den Anforderungen des Lebens deutlich genug, und die „Kunstgriffe des Schwachen" sind leicht zu entlarven. A.

Sitzungsberichte des Vereins für Individualpsychologie.

27. September 1913: Generalversammlung.

4. Oktober 1913: Dr. St. v. Maday: Gibt es denkende Tiere?

11. Oktober 1913: Mitteilungen und Referate:

1. Dr. Adler: Über einen Fall von Neurasthenie.
2. Dr. Birstein: Zur Psychologie des Rauchens.
3. Dr. Furtmüller: Referat über zwei Arbeiten von Freud.
4. Dr. Schrecker: Über einen psychologisch interessanten Sagentypus.

18. Oktober 1913: Dr. Adler: Über einen Fall von Neurasthenie mit Schlaflosigkeit.
25. Oktober 1913: Dr. Wexberg: Zur Frage der Homosexualität.
8. November 1913: Dr. Kramer: Über Institutserziehung.
22. November 1913: Herr Freschl: Über Strindbergs „Corinna".

Sitzung vom 29. November 1913.

Dr. Furtmüller: Denkpsychologie und Individualpsychologie. (Erscheint in dieser Zeitschrift.)

In der Diskussion bemerkte Dr. Adler, das psychologische Experiment werde erst dadurch möglich, daß der Untersuchte auf ein Ziel eingestellt sei. Jede seelische Erscheinung könne nur dann verstanden werden, wenn man sie teleologisch auffasse. Die Einzelerscheinung aber sei vieldeutig; erst die Bestätigung der Einzelerscheinungen lasse auf die Leitlinie schließen.

Kaus: Wir seien gewohnt, auf Situationen und nicht auf Worte zu reagieren. Daher versetze das Experiment den Betreffenden in eine ganz ungewohnte Situation.

Dr. Furtmüller (Schlußwort): Die Individualpsychologie könne wertvolle Aufschlüsse vom Experiment erhalten. — Sobald die determinierende Tendenz im Mittelpunkt stehe, sei es allerdings unzweckmäßig, mit lebensfremden Inhalten zu arbeiten, wie es die Experimentalpsychologie tue.

Sitzung vom 6. Dezember 1913.

Dr. Neuer: Über Denkpsychologie II.

In der Diskussion wurden die Beziehungen der Menschenkenntnis und der Selbstbeobachtung zur Psychologie besprochen.

Sitzung vom 13. Dezember 1913.

Dr. Adler: Lebenslüge und Wahnsinn.

Einen tieferen Einblick in die Mechanismen des Wahnsinns gewährte ein Grenzfall, der Fall eines Gummifetischisten. Er wollte immer mehr sein als die andern. Auf das Kind machte das Verschwinden eines Wortes durch den Radiergummi einen tiefen Eindruck. Ebenso wollte er die andern Menschen und die ganze Realität durch den Gummifetischismus beseitigen. Alle Menschen seien gegen ihn, weil er mehr sei als die andern. Er heiratet, um der Frau seine Überlegenheit zu beweisen. Dieser Patient geht in der Entwertung der Realität nur bis zu einer gewissen Grenze. Doch einen Schritt weiter, und es gibt nur mehr zwei Möglichkeiten: Selbstmord oder Wahnsinn. Nur sein neurotisches Zögern rettete ihn. Einmal aber klagte er sich selbst an, er habe den Staat betrogen. Das nähert sich schon der Melancholie. — Der Mangel einer Veranlassung, der nach den Lehren der Psychiatrie für die Psychose charakteristisch ist, besteht nur darin, daß keine Vis a tergo, wohl aber ein Ziel vorhanden ist. Bei der Melancholie zeigt sich immer die zögernde Attitüde und die „Avance nach rückwärts", beide bedingt durch die Furcht vor der Entscheidung.

In einem anderen Fall handelt es sich um einen 54jährigen Mann, der die Verantwortung seiner Stellung durch Krankheit vermied. Er war Hypochonder und Pedant (auf Grund von Organminderwertigkeit), menschenscheu, träge und adels-

stolz. Sein sorgfältig verhüllter Geiz wurde nur dem Kundigen bemerkbar. Er kam zum Arzt wegen eines Katarrhs der Luftwege und fragte nach einem Kurort. Er habe wegen seines Kompagnons den Urlaub zu weit hinausgeschoben und sei nun übermüdet. Hier verrät sich schon die Kampftendenz. Einen Verlust, den er der Firma zugezogen hatte, suchte er solange wie möglich zu verbergen, wollte austreten, aus Angst vor dem drohenden Prestigeverlust. In dieser Situation benützt er die Psychose, um der Verantwortlichkeit auszuweichen. Die Psychose, eine Melancholie, stellt fortan den „Rest" dar, der ihn vom Persönlichkeitsideal zu trennen scheint. „Wenn ich nicht krank wäre, würde ich siegen." So entstehen im klinischen Sinne unkorrigierbare Wahnideen.

In der Diskussion bringt Dr. Wexberg einige Fälle zum Beleg der Adlerschen Auffassung. Ein 52jähriger Patient erkrankt an Melancholie und Verfolgungsideen, die durch einen Aufenthalt in einer geschlossenen Anstalt eine bedeutende Verschlimmerung erfahren: die Badediener hätten ihn vergiftet u. dergl. Er hatte zeitlebens mit einer herrschsüchtigen Frau und mit einem unfähigen Kompagnon zu kämpfen gehabt. Auch hier diente die Psychose dem Beweis seiner Unentbehrlichkeit. Außerdem verstand er es, durch seine Krankheit seine Frau unter der Maske der zärtlichsten Liebe in raffinierter Weise zu quälen. Diese Krankheit war eine langsame, mitleidlose Rache für alles, was man ihm angetan hatte. Das Ende war ein lange vorher angedrohter Selbstmord, an den seine Frau niemals glauben wollte. — In einem gewissen Gegensatz zur Melancholie stehen einige Fälle von Paranoia: unter dem Anschein der heftigsten Aggression zieht sich der Paranoiker immer mehr vom Leben zurück, negiert und vergißt die Realität und schaltet sich aus dem Leben aus.

Frau Dr. Furtmüller fragt nach den therapeutischen Möglichkeiten bei der Psychose. Dr. Adler (Schlußwort): Es gebe tatsächlich verschiedene Typen der neuropsychotischen Erkrankung. Bezüglich der Therapie sei folgendes zu sagen: Es gelingt manchmal, das System zu durchbrechen, aber große Vorsicht ist nötig. Die meisten Patienten ziehen sich zurück, sobald sie therapeutische Absichten merken.

Sitzung vom 20. Dezember 1913.

Kaus: Flaubert und Dostojewski.

Die Diskussion behandelte das Verhältnis der Ästhetik zur Individualpsychologie.

Sitzung vom 27. Dezember 1913.

Dr. Oppenheim: Individualpsychologische Bemerkungen zu Th. Manns Novelle „Der Tod in Venedig". Der Dichter schildert einen Mann, der aus dem Bewußtsein körperlicher Schwäche heraus mit dem Leitgedanken „Durchhalten!" hohe Ehren als Schriftsteller erreicht hat, der aber an der Schwelle des Alters seine Sicherheit auf dieser Basis verliert und durch die Liebe zu einem Knaben den Schein einer Verjüngung anstrebt. Parallel mit diesem Konflikt geht der zwischen Kunst und Leben, und der Held scheitert an seiner eigenen Unsicherheit, die ihn verhindert, abseits von seiner bisherigen Leitlinie festen Fuß zu fassen. Die Dichtung stellt eine meisterhafte psychologische Analyse dar.

In der Diskussion werden von Dr. Furtmüller und Dr. Wexberg Dichtungen erwähnt, die ebenfalls das Problem des alternden Mannes behandeln. Dr. Adler faßt die Reise des Helden als eine Art manischer Aufwallung auf, eine Sprengung der neurotischen Einschränkung. Hr. Häutler weist darauf hin, daß die Knabenliebe im klassischen Altertum ein Ausdruck des Herrschtriebes war.

Hr. Kaus findet Th. Manns Roman künstlerisch unzulänglich und findet den Grund in der Unsicherheit des Rassenbewußtseins, die auch bei seinem Bruder Heinrich Mann den schwachen Punkt bilde.

Dr. Oppenheim betont im Schlußwort, daß er keine ästhetische Analyse geben wollte. Ihm sei die Individualpsychologie als Hilfswissenschaft der Philologie wertvoll.

Sitzung vom 3. Januar 1914.

Dr. Wexberg: Zur Psychologie der Musik.

Musik entspricht einer mimischen Ausdrucksbewegung. Wie sie zu dieser Bedeutung gelangte, läßt sich mit den Mitteln der Psychologie nicht erklären. Sache der Individualpsychologie ist es aber, die Rolle der musikalischen Affektivität im Kreise des individuellen Erlebens zu verstehen. Die Frage ist also: Was bedeutet der musikalische Affekt dem Individuum? Für den ausübenden Musiker (Sänger, Klavierspieler) ist das affektive Miterleben ein Mittel zur Erhöhung des Ausdrucks und der Wirkung (Analogie zum Schauspieler). Unter den Zuhörern kann man drei Gruppen unterscheiden: Die „Sinnlichen", d. h. die, welche im Sinne ihrer individuellen Leitlinie sich dem Genuß des Sinneseindruckes (Klangfarbe, Rhythmus) rein passiv hingeben — ein charakterologischer Typus, der auch im Leben zu finden ist; zweitens die Fachleute, die ohne affektives Miterleben die formalen Fehler und Vorzüge eines Kunstwerkes werten und in dem Vergnügen, verstanden zu haben, ein Surrogat des rein musikalischen Genusses haben. Schließlich die eigentlich Musikalischen. Bei diesen handelt es sich nicht mehr um rein passive Hingabe: es ist ein aktives Miterleben; immer findet man den Impuls, die Musik, die man hört, in mimische Ausdrucksbewegungen zu übersetzen. (Das „Mitdirigieren", Tanzen usw.) Wir sehen darin eine Identifizierung mit dem fiktiven Subjekt der Musik: als ob die musikalischen Symbole des Hörers eigene Ausdrucksbewegungen wären. Das ergibt eine Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, die das Wesen des musikalischen Genusses ausmacht.

In der Diskussion wurde u. a. darauf hingewiesen, daß dieser Mechanismus nichts für die Musik Spezifisches sei, sondern vielfach auch auf andere Künste passe.

Sitzung vom 10. Januar 1914.

Dr. Frischauf: Die Theorien Dr. Adlers vom Gesichtspunkte der klinischen Psychiatrie. Der Vortragende schildert zunächst die Stellung der Psychiater zur Psychologie, begründet deren Interesselosigkeit mit dem fast rein administrativen Charakter der heutigen Psychiatrie und versucht sodann an einigen Fällen zu zeigen, wie sich Adlersche Mechanismen an Fällen von Paranoia, Eifersuchtswahn u. dgl. demonstrieren ließen.

In der Diskussion brachte Dr. Adler zwei Fälle von Melancholie, die individualpsychologisch durchaus verständlich waren. Dr. Wexberg betont, daß durch anatomische Befunde bei Geisteskrankheiten die psychologische Verständlichkeit der Erkrankung nicht entwertet werde.

Sitzung vom 17. Januar 1914.

Dr. Hugo Weiß: Über die Jugendbewegung.

Gegen den Zwang, unter dem bei der heutigen Erziehungsmethode das Kind steht, lehnt sich die Jugendbewegung auf. Ihr Schlagwort ist „Jugendkultur". Sie behauptet den Selbstzweck der Jugend. Referent erwähnt die Wandervogelbewegung, die freie Schulgemeinde Dr. Wynekens. Die Gefahren liegen in der Feindschaft

gegen die Schule, in der eigenen Verantwortlichkeit einer noch unreifen Altersstufe, schließlich in der keimenden Erotik. Anderseits aber ist die Jugendbewegung freudig zu begrüßen als anregende Zerstreuung und als Versuch zur Selbsterziehung-Prophylaxe der Neurosen.

In der Diskussion gaben Herr Georges Barbizon und Herr Siegfried Bernfeld eine Darstellung der Jugendbewegung, wie sie von ihren Begründern und Führern gedacht wird. Von anderer Seite wurde auf die Möglichkeit des Eindringens politischer Strömungen in die Bewegung hingewiesen. Dr. Furtmüller hob hervor, daß sich die Vertreter der Jugendkultur auf eben jenen fehlerhaften Standpunkt stellen, den wir bei den Eltern bekämpfen: Kinder ausschließlich als Kinder zu behandeln, einen prinzipiellen Unterschied zwischen ihnen und den Erwachsenen zu statuieren, sei ein Hemmnis für die Entwicklung des Kindes, auch dann, wenn, wie in der Jugendbewegung, aus der Not eine Tugend gemacht werde. Das sei ein Trotzstandpunkt, den der Psychologe nicht billigen könne, wenn auch zuzugeben sei, daß vielleicht eben diese irrationale Einstellung zu praktischen Ergebnissen führen möge.

Sitzung vom 24. Januar 1914.

Referate und Mitteilungen:

1. Dr. Adler: Kindheitserinnerungen des Bruders eines Nervösen.
2. Dr. Furtmüller: Referat über Pfister: „Die psychanalytische Methode."
3. Dr. Wexberg: Referate über Arbeiten von Prof. Morton Prince und Julius Tandler.
4. Hr. Cresta: Referat über Habermann: „Die Enttäuschung durch die Psychoanalyse."
5. Hr. Maucich: Ein Beitrag zur „zögernden Attitüde".
6. Hr Leitner: Über eine Gymnasiastenzeitschrift.
7. Hr. Freschl: Ein Traum.

Sitzung vom 31. Januar 1914.

Dr. Magnus Hirschfeld (Berlin) a. G.: Über sexuelle Zwischenstufen (mit Skioptikonbildern).

Der Vortragende erläuterte an der Hand von Lichtbildern seine Anschauungen von der biologischen Stellung der Zwischenstufen, von denen er vier Erscheinungsformen annimmt, die allerdings durchaus nicht streng geschieden seien: 1. Hermaphroditismus (verus und spurius): an den Geschlechtsorganen selbst tritt das andere Geschlecht zutage. 2. Androgynie und Gynandrie: die sekundären, körperlichen Geschlechtscharaktere erinnern an das andere Geschlecht. 3. Transvestitismus: Die Lebensgewohnheiten und Neigungen nähern sich denen des anderen Geschlechtes, z. B. die Kleidung. 4. Die Homosexualität: Die Libido sexualis gleicht der des anderen Geschlechtes: sie ist auf Individuen des gleichen Geschlechtes gerichtet. Gestützt auf eine Fülle eigenen Materials setzte der Vortragende seine Theorie von der primitiven Bisexualität des Individuums auseinander, auf welche alle jene Zwischenstufen als Variationen und Hemmungsbildungen zurückzuführen seien.

In der Diskussion wurde vor allem von Dr. Adler, Dr. Furtmüller, Hrn. Freschl und Dr. Wexberg gefordert, gegenüber den biologischen Hypothesen des Vortragenden die psychologischen Motivierungen solcher Erscheinungen wie Transvestitismus und Homosexualität hervorzuheben.

Verantwortl. Schriftl.: Dr. phil. Carl Furtmüller, Wien. — Verlag: Ernst Reinhardt, München, Adelheidstraße 32. — Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn